

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 59 (1979)
Heft: 8

Artikel: Beziehung oder Nichtbeziehung? : Carl Spitteler, und Jost Winteler
Autor: Stauffacher, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beziehung oder Nichtbeziehung?

Carl Spitteler und Jost Winteler

Das Dichten sei wohl die schwächste Seite Winteler gewesen, urteilt *Elmar Holenstein* in seinem verdienstvollen Aufsatz über «*Einsteins Hausvater*» (Märznummer dieser Zeitschrift); nicht einmal Roman Jakobson habe dessen Gedichtzyklus *Tycho Pantander. Eine Geistesentwicklung in Liedern dargestellt* etwas Positives abzugewinnen vermocht. Diesem betrüblichen Fazit wird sich ohne Zweifel jeder anschliessen, der einmal dieses ebenso kuriose wie typische Produkt einer schwierigen Zeit der deutschen Literaturgeschichte in den Händen hielt. Weniger leicht wird sich hingegen ein Konsens darüber herstellen lassen, ob und inwiefern Winteler konventionelle, thematisch durchwegs unklare und rhythmisch eigentümlich instinktolose Gedichte wirklich an Carl Spitteler erinnern, und die Frage, wie es mit der Goutierbarkeit von literarischen Stilen «ab zweitklassigem Niveau» steht, müsste zunächst einmal ganz generell gestellt werden. Die Tatsache persönlicher Beziehungen zwischen Winteler und Spitteler allerdings ist dokumentarisch belegbar¹. Ihr sei im folgenden nachgegangen.

Nach Einsicht in die vorhandenen Belege möchte man freilich eher von einer merkwürdigen Form der «Nichtbeziehung» sprechen, um einen Ausdruck aufzugreifen, mit welchem Carl Spitteler einmal sein in gewisser Hinsicht ähnliches Verhältnis zu Friedrich Nietzsche zu bezeichnen versucht hat. In der Tat sind die beiden Schriftsteller einander, obwohl gleichaltrig und im selben Lande wohnend, trotz mannigfachen Gelegenheiten nie begegnet, ja sie sind einander geradezu ausgewichen, aus verschiedenen Gründen, aber mit demselben Ergebnis. Dazu passt, dass Winteler in seinen Briefen an Spitteler ganz unverhohlen, ja fast insistierend bekennt, dessen bedeutendere Werke nicht gelesen zu haben. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Beginn des Briefwechsels, achtzehn Jahre nach dem ersten Erscheinen des *Olympischen Frühlings*, erklärt er, «mit der Kenntnis» von Spittelers Schaffen sei er «arg im Rückstande», und er kenne seinen Landsmann aus seinen Werken nur «sehr ungenügend» (15. Dez. 1918). Ja er versteigt sich zu der Behauptung, unter Spittelers «Werken» habe ihn «insbesondere angezogen» sein «Gesicht», das er 1915 in einem Toggenburger Laden auf der Titelseite einer Illustrierten zufällig zum erstenmal erblickt hatte: «Nun stehen Sie mir weit näher», schrieb er damals schon, «als wenn ich alle Ihre Schriften gelesen hätte, was allerdings nur beim kleinsten Teile derselben

zutrifft (meist nur für Ihre Feuilletonaufsätze in der «Neuen Zürcher Zeitung») (3. Mai 1915). Zwar habe er seinerzeit Spittellers «*Erstling Prometheus und Epimetheus ... immerhin beachtet. Diese Aufschrift tat es mir gleich an, ohne dass ich, ein Sklave meines Amtes, dazu kam, mich darein zu vertiefen*». Und wieder kommt er auf Spittellers journalistische Arbeiten zu sprechen: «*Als Sie Feuilletonredaktor der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ waren, las ich Sie oft und gern, denn Ihre Prosa war mir immer köstlich.*» Im übrigen weiss sich Winteler nur noch an den Vortrag *Meine poetischen Lehrjahre* (1900) zu erinnern, der ebenfalls im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen war: «*Danach noch (ich glaube wenigstens, es war danach) interessierte mich sehr, was Sie über Ihre Poetenwerdung schrieben, wissen Sie, wo Sie im Grase lagen und in den Himmel hinein lugten und zu dichten anfangen. ‚Wie ist das so ganz anders als bei mir‘, sagte ich mir, aber zugleich, dass es recht eigen und recht interessant sei*» (15. Dez. 1918). Vom gleichzeitig erschienenen *Olympischen Frühling* verlautet wiederum kein Sterbenswörtchen. Dafür fand Jost Winteler, dessen Abneigung gegen das neudeutsche Kaiserreich sich seit 1870 ins Ungemessene gesteigert hatte, Spittellers Rede vom Dezember 1914 über den *Schweizer Standpunkt* wie aus der eigenen Seele gesprochen. «*Ich habe*», schreibt er am 7. Februar 1915, «*die mir freundlichst übermittelte Wiedergabe Ihres Vortrages in Zürich – Zürich! – streckenweise (ich bin gerade recht überflutet von Arbeiten und habe Influenz) wieder gelesen, mit erneuter Genugtuung. Schon bei der ersten Lesung bewunderte ich neben der Hauptsache auch Ihre Kunst. Das ist neuerdings der Fall. Ich möchte kein Wort ändern.*» Und einige Wochen später drückt er dem Verfasser seine Befriedigung darüber aus, dass sich der «*Schweizer Standpunkt als die grosse Tat bewährt*» habe, «*die ich darin sah*». «*Helvetien erwacht, das tat Ihr Mahnruf*» (3. Mai 1915).

Aber auch die vollkommenste politische Einigkeit veranlasste Winteler, obwohl längst im Ruhestand, nicht dazu, Spittellers dichterische Werke zur Kenntnis zu nehmen. Die Hemmungen waren offensichtlich nicht äusserer, sondern innerer Natur. Um so mehr, falls Wintellers briefliche Äusserungen nicht ganz zum Nennwert zu nehmen sein sollten und eine in Wirklichkeit ausgedehntere Lektüre kaschieren. Ein Blatt aus Wintellers Nachlass weist möglicherweise in diese Richtung. Während Winteler in keinem seiner Briefe den *Imago*-Roman seines Landsmanns auch nur erwähnt, behauptet er hier nichts weniger, als dass dieses Werk seinem *Tycho Pantander* nachgebildet sei, womit er Spitteler privatim neben die von ihm immer wieder heftig angegriffenen angeblichen Plagiatoren seines Buches stellt. Seine «*Beweisführung*» ist freilich zu knapp, als dass daraus mit Notwendigkeit auf eine eigene Lektüre des Textes statt blosser Rezensionen geschlossen

werden könnte. Wie dem auch sei, die Ambivalenz von Winteler's Haltung der Person und dem Werk Spitteler's gegenüber liegt auf der Hand. Einerseits räumt er ein, von Spitteler nur Gutes erfahren zu haben, im Unterschied zu fast allen andern, andererseits bekennt er, an ihm immer wieder irre geworden zu sein. Die innere Gespaltenheit zeigt sich schon in der Tatsache, dass Winteler sich in demselben Brief, mit dem er sich von der Teilnahme an einer Dichterlesung Spitteler's in Aarau dispensiert – es handelt sich um sein erstes überhaupt erhaltenes Schreiben –, dem ihm Unbekannten zur Seite stellt und ungeniert von *«uns beiden»* spricht, ohne dass ersichtlich würde, worauf er diese abstrakte geistige Partnerschaft gründet. Die vorgebrachten fadenscheinigen Entschuldigungen bei gleichzeitiger Anbiederung erweisen sich als Symptome eines selbstgewählten Anspruchs auf Nähe bei gleichzeitig behaupteter Distanz, eine Haltung, der Winteler treu geblieben ist. So meint er am 15. Dezember 1918, durchaus im Sinne dieser Ambivalenz und immer im Hinblick auf Spitteler's Porträt: *«Ich wüsste nun, wir würden uns recht gut verstehen – wenn ... ja wenn zwischen Himmel und Erde nicht allerlei läge, dass sie nicht zusammenkommen können.»* Von Besuchen nahm er dementsprechend Abstand: *«Letzten Vorfrühling wollte ich auch endlich einmal zu Ihnen kommen, ich habe einen Sohn in Luzern, bei dem ich einen Aufenthalt nehmen wollte, nicht ohne diese Absicht. Aber ich trug eine Löwenbrut in mir ... So blieb ich kaum einen Tag. Luzern war Nebel und Alltag. So kam ich nicht bis zu Ihnen.»* Und noch in seinem letzten Schreiben vom 17. Januar 1923 steht die Behauptung geistiger Übereinstimmung neben dem Verzicht auf *«Zwiesprache»*: *«Sie werden keinen Brief von mir erwarten: Wir haben beide – ich, obwohl ich nichts Unerwartetes drucken lasse – so viel zu tun, und Korrespondenz zwischen uns würde so umfänglich werden müssen, dass wir es besser bleiben lassen. Wir haben auch nicht nötig zu verkehren: Nach Andeutungen von Frau Dr. Haemmerli und vielen andern urteilen wir nach allen Richtungen übereinstimmend. Da sind wir einander Rücken- deckung gegen die nämlichen Widersacher. Feinde – sage ich nicht gern, nach Pantanders 3 Geistern². Zur Zwiesprache bleibt da keine Zeit.»*

Aus diesen Äusserungen sprach nicht einfach, wie offenbar die Aarauer Sprachregelung lautete, ein *«Kauz»*, sondern eine verletzte Seele, der es immer mehr Mühe bereitete, mit der Wirklichkeit ins reine zu kommen. Sicher lagen gewisse Eigentümlichkeiten der Veranlagung vor; sie mögen sich sowohl auf Winteler's Privatleben wie auf seine wissenschaftliche und schriftstellerische Laufbahn ungünstig ausgewirkt haben. Früh schon witterte er überall Feinde: im privaten Alltag, in der Literatur, in der Politik. Am gründlichsten hasste er einen seiner früheren Vorgesetzten und verfolgte ihn über den Tod hinaus mit seinen Anklagen. Da sein *Tycho Pan-*

tander wenig Beachtung fand, wandte er seine aggressive Bitterkeit gegen vermeintliche Abschreiber. Hinter den meisten Widersachern glaubte er das Wirken des neudeutschen Imperialismus zu erkennen. Auf dieser Ebene bündelte sich ihm schliesslich alles zur fixen Idee einer umfassenden Verschwörung. Bei Spitteler fühlte er sich offenbar zwischen Sympathie und Antipathie, Vertrauen und Misstrauen hin und hergerissen. Vielleicht war er insgeheim der Ansicht, dass Spittelers später Ruhm eigentlich ihm selber gebührt hätte; man wird seinen diesbezüglichen Gegenbehauptungen nicht unbedingt glauben dürfen. Ein erspriessliches, entspanntes Verhältnis war unter solchen Umständen ausgeschlossen. Freilich sind wir über die ersten «Berührungen» nur ungenügend unterrichtet. Wir wissen zum Beispiel nicht, ob Spitteler im Unterschied zu Winteler schon in den achtziger Jahren erfuhr, wer sein glücklich-unglücklicher Mitbewerber um die Stelle eines Geschichtslehrers an der Kantonsschule Aarau war. Es entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis, wie es kam, dass Spitteler als Feuilletonredaktor der «*Neuen Zürcher Zeitung*» Wintelers *Tycho Pantander* nicht selber rezensierte, sondern die Aufgabe einem Dritten überliess³, und wieweit er bei dieser Gelegenheit vom literarischen Produkt seines ehemaligen Konkurrenten Notiz nahm. Als ihm Winteler im Sommer 1893 einen seiner Aufsätze (vermutlich ornithologischen Inhalts) ankündigte, wusste er in seinem höflichen Antwortschreiben zwar von früheren Leseindrücken zu berichten, ohne dass klar würde, ob diese sich auf *Pantander* oder auf etwas anderes beziehen:

Hochgeehrter Herr,

Indem ich Ihnen für Ihren zuvorkommenden Brief danke, erwarte ich Ihren versprochenen Aufsatz und werde demselben um so grössere Aufmerksamkeit schenken, als ich bereits früher Ihre bedeutenden Beobachtungen der Thierseele mit besonderem Interesse bemerkt habe. –

Mit collegialischem Gruss

Ihr Carl Spitteler

*Luzern, Villa Wilhelmina
Sonntag, 14. Mai 1893*

Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürfte Spitteler als Verfasser eines Zyklus lyrischer Gedichte über die Welt der Schmetterlinge allerdings auch bei flüchtigem Durchblättern von Wintelers Buch dessen Gedicht *Die Schmetterlingsbrut* beachtet haben, dessen pessimistische Grundstimmung und Mitleidshaltung seiner eigenen Anschauung nahe kam. Darf man seiner zurückhaltenden brieflichen Formulierung entnehmen, dass er bei der Be-

kundung inhaltlichen Interesses für Wintellers Produkte bewusst deren künstlerische Komponente aussparte?

Es blieb jedenfalls auf Spittelers Seite für längere Zeit bei diesem einzigen eher zufälligen Zeichen begrenzten Interesses. Wintellers täppisches Entschuldigungsschreiben von 1904 dürfte den Briefempfänger kaum besonders begierig gemacht haben, das schlummernde Verhältnis zu aktivieren, ja er hätte Winteler wohl vollends aus den Augen verloren, wenn nicht eine gemeinsame Freundin, Sophie Haemmerli-Marti, das Bedürfnis verspürt hätte, die beiden endlich miteinander bekanntzumachen und mit ihnen so etwas wie einen schönen Dreibund des Geistes und der Kunst zu stiften. Jost Winteler war ihr erster literarischer Mentor gewesen. An ihn hatte sich die Achtundzwanzigjährige gewandt, als sie ihre erste Sammlung von Mundartgedichten vorbereitete, und er hatte der Anfängerin ein schönes, verständnisvolles Vorwort gestiftet ⁴. Als sie sich dann ein Jahrzehnt später in hochsprachlicher Form zu versuchen begann, war Carl Spitteler an Wintellers Stelle getreten ⁵. Wie diese eigenwillige Kompetenzregelung von dem selbstbewussten Verfasser des *Tycho Pantander* aufgenommen wurde, wissen wir nicht. Sein inneres Verhältnis zu dem inzwischen zum ersten Schweizer Dichter der Gegenwart avancierten Altersgenossen dürfte dadurch kaum an Einfachheit gewonnen haben. Immerhin konnte Sophie Haemmerli-Marti mit seiner Zustimmung rechnen, als sie es nach Spittelers erstem Besuch in Lenzburg – dem eigentlichen Beginn einer sich im folgenden stets vertiefenden Freundschaftsbeziehung – unternahm, ihren neuen Freund mit Wintellers Schriften (ausser *Pantander*) näher bekanntzumachen, was sie wohl als notwendige Vorstufe persönlicher Bekanntschaft ansah, es sei denn, Spitteler habe schon in dieser ersten Phase ein direktes Verfahren abgelehnt und ihren Enthusiasmus in unverfänglichere Bahnen abzulenken gesucht. Was er eben, Sophie Haemmerlis geistigen Entdeckungsreisen folgend, mit Aufsätzen Sigmund Freuds getan hatte, dazu erklärte er sich jetzt Wintellers schriftstellerischer Produktion gegenüber bereit. Der Coup misslang auch in diesem Falle. Zwar bemühte sich Spitteler um ein differenziertes, objektives Urteil, lobte die Arbeiten über das Volkslied und die Mundart, fand die ornithologischen Aufsätze und die protostrukturalistische Dissertation über die Kerenzer Mundart für seine Bedürfnisse zu gelehrt, äusserte sich kritisch über die Schilderung eines römischen Landwegs – im ganzen aber nannte er den Verfasser unverblümt einen «*chronischen Querulanten*», den er lieber nicht persönlich kennenlernen möge (an S. Haemmerli-Marti 21. 7. 1911). Sophie Haemmerli-Marti unterliess es zweifellos, das katastrophale Urteil ihrem Aarauer Freund mitzuteilen. Sie verstand es vielmehr, sich eine vorzeigbare Äusserung Spittelers zu verschaffen ⁶, und schickte sich im übrigen ins Unver-

meidliche. Es scheint nicht, dass sie je Anstrengungen unternahm, Spitteler zur Änderung seiner Haltung zu bewegen. Statt des erhofften direkten Verkehrs leitete sie einen Austausch von Grüßen und Botschaften in die Wege, gegen den Spitteler sich auch keineswegs sperrte. Auf die wenigen Schreiben, die Winteler im Laufe der nächsten zwölf Jahre an ihn richtete, trat er mit einer einzigen Ausnahme nicht ein, zeigte sich aber im übrigen so behutsam-freundschaftlich wie möglich. So lobte er Sophie Haemmerli-Marti gegenüber Winteler *Erinnerungen aus meinem Leben*, was diese sofort eifrig weiterleitete: «*Spitteler hat sich sehr über Ihre Erinnerungen gefreut. Das ist die Sprache eines höchst bedeutenden Mannes und Charakters.*» Ja er scheint der Freundin einen Artikel zu Winteler's siebzigstem Geburtstag in Aussicht gestellt zu haben, freilich ohne jede Folge. Zum Ausgleich ergriff er bald darauf (1918) mit Winteler's Aarauer Kollegen Hans Kaeslin die Initiative, dem Verbitterten und Vereinsamten durch die Schweizer Schillerstiftung eine Art Trostanerkennung seiner mehr als ein Vierteljahrhundert zurückliegenden literarischen Leistung zukommen zu lassen, und anlässlich seines triumphalen Empfangs durch die Aarauer Kantonsschule (1920) unterliess er es nicht, des bedeutenden Mannes zu gedenken, der hier dreissig Jahre lang – gleichsam an seiner Statt – gelehrt und gewirkt hatte. Von einer totalen Übereinstimmung der Urteile, wie sie Winteler in seinem letzten Brief behauptet, war dabei nach wie vor keine Rede. Den Beifall Winteler's für seine Rede über den *Schweizer Standpunkt* verzeichnete Spitteler dankbar; die Vorstellungen seines Korrespondenten von einem weltweiten Agentennetz der Alldeutschen liess er auf sich beruhen. Kurz und nüchtern antwortete er in dem einzigen Brief, mit dem er Winteler in den letzten dreissig Jahren seines Lebens beehrt zu haben scheint:

(ohne Datum, vermutlich März 1915)

*Lieber College
und Schicksals- und Gesinnungsgenosse,*

Wenn Sie mir schon verbieten, muss ich Ihnen doch sofort für Ihre lebenswürdigen und gescheidten Worte danken. Besonders freut mich, dass Sie mit mir darein übereinstimmen, dass schon der Krieg von 1870 ein deutscher Überfall und die Begeisterung dazu von oben gemacht war.

Ferner, dass Sie mit mir seit 1870 eine Verödung und Verschnödung des deutschen Geistes beobachtet haben, (die wir ja auch Beide am eigenen Schicksal zu spüren bekamen.)

Mit freundlichem Gruss

Ihr Carl Spitteler

Winteler in alle Richtungen führenden persönlichen Fehden vermochte Spitteler natürlich noch weniger zu teilen als den damit verbundenen politischen Verfolgungswahn. Schon die feindselige Haltung gegen Ferdinand Avenarius, den Herausgeber des «Kunstwart», dessen Weltanschauungsdichtung *Lebe* dem Verfasser des *Tycho Pantander* als flagrantes Plagiat vorkam, war Spitteler fremd: er blieb Avenarius zeitlebens als einem seiner ersten Förderer in Deutschland dankbar. Und während er sich mit Winteler im Urteil über den Berner Schulinspektor Landolt «bösen *Andenkens*» einig wusste, traf es sich, dass er selber ausgerechnet dessen Hauptfeind eine positive Empfehlung verdankte. Wie die Aarauer nahm er die Äusserungen Winteler bald nicht mehr so bitter ernst, wie sie gemeint waren. Als dieser sich gar dazu hinreissen liess, die gemeinsame Freundin, der er so viel verdankte, in schnöder Weise zu bespötteln, ignorierte Spitteler die Entgleisung und verschwieg sie der Betroffenen, um den Einsamen nicht noch einsamer zu machen.

Im ganzen musste er froh sein, dass Winteler von sich aus darauf verzichtete, ihm näherzutreten. Dessen zum grossen Teil monströs verstiegene und verschrobene Briefe boten Grund genug dazu, auch abgesehen davon, dass dem Verfasser des *Olympischen Frühlings* die zur Schau getragene Missachtung seines dichterischen Werkes wohl kaum sehr lieblich in die Ohren klang. Bei aller Einsicht in Winteler's Querulantentum und pathologisches Verhalten aber musste Spitteler sich durch eine eigenartige Sympathie bewogen fühlen, den Mann, dessen Schicksal sich mit dem seinen mehr als einmal so merkwürdig gekreuzt hatte, zu schonen. Beide hatten sie Theologie studiert, zum grössten Teil bei denselben Zürcher und Basler Lehrern; beide waren ihr später entronnen und neigten dazu, die Welt mit den skeptischen Augen Jacob Burckhardts zu sehen. Im übrigen war Spitteler lange genug Lehrer gewesen, um zu wissen, was die pädagogische Fron für die schöpferische Tätigkeit Winteler's bedeutete. Vor allem aber lehrte ihn die eigene Erfahrung, wie unheimlich sich die Verkennung des eigenen Wertes auswirken kann und wie sehr innere Haltungen durch äussere Ereignisse mitbestimmt sind. Wäre er selber je in die Lage gekommen, die Triumphe seines *Olympischen Frühlings* zu geniessen, wenn ihm nicht rechtzeitig das Erbe seines Schwiegervaters in den Schoss gefallen wäre? Sympathie empfand er grundsätzlich für Winteler's hohe dichterische Ansprüche. Wie er selber hatte dieser es verschmäht, der realistisch-prosaïschen Zeittendenz nachzugeben; noch länger als er hatte Winteler zugewartet, bis er sein erstes dichterisches Produkt der Öffentlichkeit preisgab. Stets hatte Spitteler sich gegen die hochmütige Verspottung erfolgloser und weltfremder «*Kolumbusdichter*» verwahrt, welche der Meinung sind, einen neuen dichterischen Kontinent entdeckt zu haben.

Sein *Prometheus und Epimetheus* war aus ähnlichem Kolumbusgeist entstanden, und es war ihm nicht besser ergangen als *Tycho Pantander*: bis zur ersten Neuauflage verstrich ungefähr dieselbe Zeit wie bis zu Winteler Schillerpreis. Sympathie ergab sich überhaupt aus dem Gefühl literarhistorischer Zeit- und Schicksalsgenossenschaft. Spitteler wie Winteler waren unter den drückenden Bedingungen dichterischen Epigontums aufgewachsen, als im deutschsprachigen Bereich während eines halben Jahrhunderts nur dem Prosaerzähler neue schöpferische Möglichkeiten offenzustehen schienen, während überall sonst – im Drama, in der Lyrik, im Epos – die goethezeitlich-romantische Vergangenheit alles Leben im Keim zu ersticken drohte.

Spitteler hatte sich aus der epigonischen Situation durch einen verzweifelt-zweifelhaften Sprung ins mythisierende Epos eigenen Stils zu retten gesucht. Er verstand wohl, dass Winteler mit seinem *Tycho Pantander* einen ähnlichen Sprung unternommen hatte; dass er dabei im tiefsten Epigontum landete, tat seiner Achtung keinen Abbruch. Für die Einsicht aber, dass Winteler eigenster Sprung aus dem teils epigonisch-romantischen, teils beschränkt-naturalistischen Zeitgeist im Grunde schon vorher auf wissenschaftlichem Feld erfolgt war und den Verfasser hier mitten ins zwanzigste Jahrhundert getragen hatte, dazu fehlten ihm wie den meisten Zeitgenossen nichts weniger als alle Voraussetzungen.

¹ Im Spitteler-Nachlass der Schweizerischen Eidgenossenschaft liegen 6 zum Teil umfangreiche Schreiben Jost Winteler an Carl Spitteler (17. 11. 1904, 7. 2. 1915, 15. 12. 1918, 6. 4. 1920, 17. 1. 1923), im Winteler-Nachlass zwei Briefe Spittelers vom 14. 5. 1893 und (vermutlich) März 1915, ferner eine Karte Sophie Haemmerli-Martis an Winteler vom 12. 4. 1917 mit einem Grusswort Carl Spittelers (beides in der Schweizerischen Landesbibliothek, Bern). Zu berücksichtigen sind ferner die Briefe Sophie Haemmerli-Martis an Jost Winteler (Winteler-Nachlass) sowie der Briefwechsel Carl Spitteler – Sophie Haemmerli-Marti (im Besitz der Erben S. Haemmerli-Martis). – ² Anspielung auf das Gedicht *Die drei Geister in Tycho Pantander*. – ³ Dem Germanisten

Dr. Heinrich Stickelberger, einem Kollegen Winteler aus dessen Burgdorfer Zeit, der das Buch am 13. und 14. Juni 1890 im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» im ganzen wohlwollend besprach, aber auch schon die oben bemerkten Mängel rügte und im übrigen vor allem die Linie zum Weltschmerz Lenaus und Hieronymus Lorms zog. – ⁴ «Mis Chindli. Ein Liederkranz für junge Mütter. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. J. W.» Zürich und Leipzig 1896. – ⁵ Zum Verhältnis Sophie Haemmerli-Marti – Carl Spitteler siehe meine Darstellung in «Carl Spitteler. Biographie» (1974) S. 612 f. u.ä. – ⁶ Siehe dazu und zum Folgenden die Briefe Sophie Haemmerli-Martis an Jost Winteler vom 23. 9. 1911, 7. 4. 1917, 24. 3. 1917.